

Wie eine Bewegung entsteht

Wie entsteht die Erfahrung der Bewegung Comunione e Liberazione? Welche Faktoren haben sie ins Leben gerufen und welche sind noch heute ihr Lebensquell? Wir würden auch gerne wissen, wie Sie den Anfang erlebt haben.

Ehrlich gesagt, macht es mich etwas verlegen, wenn ich auf diese Frage antworten soll. Denn ein Zeugnis darüber, was dazu beigetragen hat, eine Erfahrung wie die unsere ins Leben zu rufen und fortzusetzen, gibt es sogar schon in Buchform. Aber es stimmt auch, dass man über das, was man liebt, immer wieder sprechen kann. Selbst wenn man sich wiederholt, sagt man doch immer wieder etwas Neues, denn ein wahres Herz ist immer neu.

Wie entsteht eine Bewegung? Wie entsteht eine christliche Erfahrung? Sie entsteht aus einem Zeugnis, durch eine Gabe des Heiligen Geistes. Aber davon werde ich später sprechen.

Eine weitverbreitete italienische Tageszeitung hat unlängst den großen bisher verkannten Denker Andrea Emo aus der Vergessenheit zurückgeholt und eine Anthologie seiner Gedanken veröffentlicht. Unter anderem zitierte sie die folgende Passage: „Die Kirche war viele Jahrhunderte lang Protagonist der Geschichte, danach hat sie die nicht weniger ruhmreiche Rolle des Antagonisten der Geschichte eingenommen. Heute ist sie lediglich ein Höfling der Geschichte“. Nun, wir wollen nicht die Kirche leben, um der Geschichte den Hof zu machen. Denn wenn Gott in die Welt gekommen ist, dann nicht, um sie zu hofieren, sondern um der Retter, der Erlöser des Menschen zu sein, um der Mittelpunkt seiner ganzen Zuneigung, um seine Wahrheit zu sein. Dies ist die Leidenschaft, die uns verzehrt und jeden unserer Schritte bestimmt. Natürlich kommt es vor, dass man in einer konkreten Entscheidung Fehler macht. Aber das Ziel unseres Handelns ist nur eines: dass die Kirche die Geschichte nicht hofiert, sondern in ihr zum Protagonisten wird. Dieses Innewohnen der Kirche in der Geschichte fängt bei mir und bei dir an, da wo ich bin, da wo du bist.

In einer Ansprache an die Jugend Skandinaviens hat der Papst neulich einen Satz gesagt, der den Inhalt unserer Botschaft vollständig zusammenfasst – eine Botschaft, die sich an uns selbst und daher auch an die anderen richtet und die wir der ganzen Welt zurufen möchten: „Wie junge Menschen anderswo“, sagte der Papst, „haltet ihr Ausschau nach dem, was im Leben zentral und wichtig ist. Obwohl ihr von einem geographischen Zentrum fern sein mögt und manche von euch sogar fern sein mögen, was den Glauben und das Ja zu Gott angeht, seid ihr hergekommen, weil ihr aufrichtig nach etwas sucht, das es wert ist, darauf sein Leben zu gründen. Ihr möchtet feste Wurzeln fassen und seid euch klar, dass der religiöse Glaube ein wichtiger Teil jenes volleren Lebens ist, nach dem ihr ausschaut. Lasst mich gleich vorweg sagen, dass ich eure Probleme und Hoffnungen verstehe (...). Heute, meine lieben jungen Freunde, möchte ich zu euch von der Freude und dem Frieden sprechen, die man nicht im Haben, sondern im Sein findet, *im Kennen einer Person und im Leben nach ihrer Lehre. Diese Person ist Jesus Christus, unser Herr und Freund. Er ist das Zentrum, der Brennpunkt, der, der uns in Liebe zusammenführt*“.

Wenn man so sagen darf, möchten wir mit dem heiligen Paulus wiederholen: „Wir kennen nichts anderes als dies“.

„Und das Wort ist Fleisch geworden“

Wie ist am Horizont meines Lebens diese Wahrheit erschienen, die so plötzlich mein ganzes Leben umarmt hat? Ich war ein junger Seminarist in Mailand, ein braver Junge, gehorsam, beispielhaft. Aber es stimmt, was Concetto Marchesi, wenn ich mich richtig erinnere, in einem seiner Bücher über lateinische Literatur schrieb: „Die Kunst braucht ergriffene, nicht ehrerbietige Menschen“. Die Kunst, das heißt das Leben, das kreativ sein will, oder besser, das wirklich 'Leben' sein will, braucht ergriffene und nicht ehrerbietige Menschen. Ich war immer ein ehrerbietiger Seminarist gewesen, bis auf einen Monat, in dem mich der Dichter Leopardi mehr 'fesselte' als unser Herr.

Camus schreibt in seinen *Cahiers*: „Der Mensch wird nicht durch Skrupel groß. Die Größe kommt durch Gottes Gnade, gerade so unverhofft wie ein schöner Tag.“ Für mich begann alles, wie die Überraschung eines 'schönen Tages', als uns ein Lehrer im Gymnasium – ich war damals 15 Jahre alt – das erste Kapitel des Johannesevangeliums vorlas und erklärte. Damals war es Pflicht, nach jeder Messe dieses Kapitel vorzulesen. Ich hatte es daher schon Tausende Male gehört. Aber dann kam jener 'schöne Tag': Alles ist Gnade.

Wie Adrienne von Speyr sagt: „Die Gnade überflutet uns. Das genau ist ihr Wesen [die Gnade ist das Geheimnis Gottes, das sich uns mitteilt. Das Wesen der Mitteilung des Geheimnisses ist eben, dass es uns überflutet, uns überschüttet]. Sie geht nicht Schritt für Schritt vor, um die Dinge zu erleuchten, sondern strahlt ihr Licht aus wie die Sonne. Dem Menschen, den Gott so verschwenderisch überschüttet, müsste eigentlich schwindlig werden, so dass er nur noch das Licht Gottes sieht und nicht mehr seine eigene Begrenztheit und Schwäche. [Daher ist es einfach niederträchtig, wenn einer an der Begeisterung eines Jugendlichen, dem jener 'schöne Tag' widerfahren ist, Anstoß nimmt!] Er müsste auf jegliche [eigen-sinnige] Gleichberechtigung, jeglichen partnerschaftlichen Dialog mit Gott verzichten und einfach ein Empfangender sein mit weit ausgestreckten Armen, die nichts festhalten können; denn das Licht fließt an allem vorbei und ist nicht greifbar und ist viel mehr, als was wir festhalten könnten“.

Als ich vierzig Jahre später diese Passage bei Adrienne von Speyr las, begriff ich, was mir damals geschehen war, als unser Lehrer das erste Kapitel des Johannesevangeliums erklärte: „Gottes Wort, das heißt das, worin alles Bestand hat, ist Fleisch geworden“, sagte er, „das heißt die Schönheit ist Fleisch geworden, die Güte ist Fleisch geworden, die Gerechtigkeit ist Fleisch geworden, die Liebe, das Leben, die Wahrheit sind Fleisch geworden“. Das Sein ist nicht im platonischen Reich der Ideen, es ist Fleisch geworden, es ist einer unter uns. In jenem Augenblick erinnerte ich mich an ein Gedicht von Leopardi, das ich in jenem Monat der 'Flucht' im dritten Jahr im Gymnasium gelernt hatte, mit dem Titel: 'An die Geliebte' (*Alla sua Donna*). Es war keine Hymne auf irgendeine seiner vielen 'Geliebten', sondern auf die Entdeckung, die er plötzlich auf dem Höhepunkt seines Lebens gemacht hatte, von dem er jedoch später wieder abgleiten sollte: die Entdeckung nämlich, dass das, was er in der Frau, die er liebte,

suchte, 'etwas' war, das über sie hinausging, sich zwar in ihr zeigte, sich durch sie mitteilte, aber doch über sie hinausging. Diese wunderschöne Hymne an die Frau endet mit folgender leidenschaftlicher Anrufung: „Der ewigen Ideen / magst du wohl eine sein, vom ewigen Willen / zu körperlosem Dasein ausersehen, / befreit von sterblichen Hüllen / und von der Last des todgeweihten Lebens; / ein anderer Stern auch mag in höhern Sphären / dich tragen, unter Welten ohne Zahl, / wo heller einer nähern Sonne Strahl / dir leuchtet und dich reinere Lüfte nähren; / so nimm aus dieser Unglücksjahre Lauf / das Preislied unbekannter Liebe auf!“. In jenem Augenblick kam mir der Gedanke, dass dieses Gedicht von Leopardi 1800 Jahre später ein einziges Betteln um jenes Ereignis darstellte, das bereits geschehen war und das der Evangelist Johannes verkündet hatte: „Das Wort ist Fleisch geworden“. Das Sein (die Schönheit, die Wahrheit) hat sich nicht nur 'geruht', die eigene Vollkommenheit in Fleisch zu kleiden und die Qualen des menschlichen Lebens zu tragen; es kam sogar, um für den Menschen zu sterben: „Er kam in sein Eigentum, und die Seinen nahmen ihn nicht auf“ Er klopfte an Sein Haus, doch man erkannte Ihn nicht.

Das ist alles. Denn mein Leben wurde, als ich noch sehr jung war, buchstäblich von all diesen Dingen überschwemmt: sei es, dass das Gedächtnis dieser Dinge mein Denken ständig durchdrang, sei es, dass sie mir Ansporn waren, die Banalität des Alltags neu zu bewerten. Der Augenblick hatte seither für mich seine Banalität verloren. Alles, was es gab – also auch alles Schöne, Wahre, Anziehende, Faszinierende, alles, was auch nur die Möglichkeit dazu in sich trug –, fand in jener Botschaft seine Daseinsberechtigung, als Gewissheit einer Gegenwart und als Hoffnung, die dazu bewegte, alles zu umarmen.

Ich hatte damals auf meinem Schreibtisch ein Christus-Bild des italienischen Malers Carracci. Unter dieses Bild hatte ich den Satz des berühmten Vorkämpfers des Ökumenismus, Johann Adam Möhlers, geschrieben, dessen *Symbolik* und andere Schriften ich im Gymnasium gelesen hatte: „Ich meine, leben möchte ich nicht mehr, wenn ich ihn nicht mehr reden hörte“. Wenn ich heute mein Gewissen erforsche, muss ich die Barmherzigkeit Christi durch die erbarmende Fürsprache Mariens darum bitten, dass ich wieder zu jener Einfachheit und zu jenem Mut von damals zurückkehren kann. Denn wenn so ein 'schöner Tag' anbricht und man plötzlich etwas Wunderbares sieht, dann kann man nicht anders, als dies seinem Freund nebenan mitzuteilen; man kann nicht umhin, laut auszurufen: „Schaut dahin!“. Und das ist passiert.

Studium Christi

Es begann schon im Seminar, mit den Banknachbarn unserer ziemlich großen Klasse. Es sammelte sich eine kleine Gruppe. Denn es wirkt immer das gleiche Gesetz: Einige stehen dir mit der Zeit näher, fühlen sich deiner Sicht, deinem Herzen, deinem Leben eng verwandt. So bildete sich der erste wirkliche Kern der Bewegung. Wir nannten ihn *Studium Christi*. Einmal im Monat, später alle zwei Wochen, verfassten wir eine Art Zeitschrift mit dem Titel *Christus*. Darin bezeugte jeder, was er über den Bezug zwischen der Gegenwart Christi und einem Gebiet, das ihn besonders interessierte (z. B. dem Studium, den Tagesereignissen usw.) entdeckt hatte. Aber einige Klassenkameraden machten sich über unseren Versuch lustig. Sie

schlossen sich zusammen und nannten sich *Studium Diaboli* – in Freiheit ist alles möglich. Aber der Rektor des Seminars, der spätere Kardinal von Mailand, rief mich – inzwischen waren anderthalb Jahre vergangen – eines Tages zu sich und sagte mir: „Was ihr da tut, ist zwar sehr schön, aber es spaltet die Klasse, und deshalb müsst ihr aufhören“. Als er Erzbischof von Mailand war, erzählte er mir einmal – etwas poetisch übertreibend, wie es seine Art war – eine Episode, die an einem Winterabend geschehen sein soll, als wir Seminaristen alle zum Speisesaal gingen. Er ging hinter uns her, ohne dass wir es merkten. Ich soll zu einem meiner Klassenkameraden gesagt haben: „Der Rektor hat den ‚Christus‘ umgebracht“ (Ehrlich gesagt, erinnere ich mich nicht daran, so etwas gesagt zu haben).

Aber solche Dinge und Ereignisse lassen sich nicht aufhalten, und der Samen, den ich beschrieben habe, belebte unsere Freundschaft in der ganzen Zeit, in der wir im Seminar zusammen waren. Er war zum Beispiel ausschlaggebend für die Wahl bestimmter Autoren und war auch der Grund, warum wir bestimmte Schriftsteller bevorzugten. So haben wir im Gymnasium unter anderen Möhler, Solowjew und Newman gelesen, wobei wir halt so viel verstanden, wie wir verstehen konnten. Durch diese Freundschaft wurde unser Studium der Theologie beseelt, die sicher keine erstarrte Doktrin blieb..

„Er kam in sein Eigentum, und die Seinen nahmen ihn nicht auf“

Nach etwa zehn Jahren, in denen vieles geschehen war – ich war inzwischen Lehrer am selben theologischen Seminar geworden –, traf ich einmal im Zug eine Gruppe von Schülern. Ich begann, mit ihnen über das Christentum zu diskutieren und erkannte, dass ihnen die elementarsten Dinge völlig fremd waren. Da entstand in mir mit unaufhaltsamer Macht der Wunsch, ihnen das mitzuteilen, was ich kennengelernt hatte, damit auch für sie der ‘schöne Tag’ aufgehen könnte. Ich gab also mit Unterstützung des Rektors den Unterricht im Seminar auf (ich kümmerte mich in der Tat mehr um die Jugendlichen als um die Vorbereitung des Unterrichts) und beschloss, in der Mittel- und Oberstufe eines staatlichen Gymnasiums Religion zu unterrichten.

Ich erinnere mich noch heute ganz genau an jenen Tag, der für mein Leben so wichtig werden sollte: Als ich zum ersten Mal die vier Stufen hinaufging, die von der Straße zum Eingang des Berchet-Gymnasiums in Mailand führten, sagte ich mir: „Ich komme hierher, um diesen Jugendlichen das zu geben, was mir gegeben worden ist“. Ich wiederhole es immer wieder, denn dies ist *der einzige Grund*, aus dem wir all das gemacht haben, was wir gemacht haben (und noch weiterhin machen werden, solange Gott es uns gewährt). Der einzige Grund für all unser Handeln ist, *dass sie Ihn erkennen*, dass die Menschen Christus kennenlernen.

Gott ist Mensch geworden, Er ist unter die Seinen gekommen: Die schlimmste Sünde besteht darin, dass die Seinen Ihn nicht erkennen; dies ist die unvergleichlich größte Ungerechtigkeit.

Christus: Mitte des Kosmos und der Geschichte

„Christus: Mitte des Kosmos und der Geschichte“. Als ich Johannes Paul II. in seiner ersten Ansprache diesen Satz sagen hörte – wortwörtlich stand

er von Anfang an für gewöhnlich im Mittelpunkt unserer Meditationen, wie meine Freunde von damals bezeugen können – als ich ihn also diesen Satz wörtlich wiederholen hörte, war ich so ergriffen, dass ich mich an die ganze Auseinandersetzung zwischen mir und den Jugendlichen, zwischen den Jugendlichen untereinander in der Schule und an die tiefe Spannung erinnerte, mit der wir uns im Namen des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes vereint hatten. Ich wiederholte den Jugendlichen immer die Worte: „Komm und sieh“ oder „Du wirst noch Größeres sehen als dies“, wie Jesus im Evangelium sagt. Oder, wie es in einem Messgebet heißt: „Deine Kirche offenbare sich der Welt“ oder „Gott ist der Ruhm seines Volkes“. Und ich sagte: „Was bedeutet z. B. ‘Gott ist der Ruhm Seines Volkes’ anderes als jene Veränderung, die Christus, durch das Geheimnis Seines Bleibens in der Kirche, im Einzelnen und in der Gesellschaft bewirkt? Diese Veränderung ist das Wunder, das Ihm Ruhm verleiht.“

Das ist es, worum wir Gott seit Jahren bitten, nur das: dass Christus uns helfe, die Kirche zu leben, damit Er sich auch durch unser Leben, unser Handeln, unsere Weggemeinschaft, unsere Pläne in der Welt immer mehr den vom Geheimnis des Vaters auserwählten Menschen zeige – damit sich also der Ruhm Gottes durch ein Anhängen an Christus zeige. Eben dieses Anhängen möge unser Leben und das Leben der Welt verändern, indem es sie verklärt. Das ist der einzige Zweck, weswegen wir uns versammelt haben und uns weiterhin versammeln werden, solange Gott es will.

In den ersten Tagen als Religionslehrer fragte ich die Schüler auf der Treppe oder im Korridor: „Was meinst du, ist das Christentum hier in der Schule gegenwärtig?“. Alle schauten mich verwundert an und lachten. Wer antwortete, sagte nur: „Nein, überhaupt nicht!“. Deswegen blieb ich hartnäckig und sagte: „Also entweder ist das Christentum falsch, oder es bedarf einer neuen Art der Vermittlung“. Das war, wie ich schon sagte, der Anfang jener Auseinandersetzung, die mit der Behauptung begann, Christus sei der Mittelpunkt des Kosmos und der Geschichte, der Schlussstein zum Verständnis des Menschen und der Welt, der Ursprung des Friedens für das menschliche Herz und die Gesellschaft, Grund für eine bis dahin unbekannte und unvergleichliche Zuneigung, wie sie z. B. Sokrates empfand, als er plötzlich die Unterhaltung unterbrach (unter seinen Schülern waren Platon, Xenophon und andere) und sagte: „Ist es nicht so, meine Freunde, dass wir, wenn wir über die Wahrheit sprechen, selbst die Frauen vergessen?“.

Die Erläuterung und Entfaltung der christlichen Botschaft zog mit der Zeit die Neugierde, den Zorn und die Zuneigung der Schüler auf sich und wurde so während zwölf Jahren (so lange war ich dort als Religionslehrer tätig) das meistdiskutierte Thema an der Schule. Christus und die Kirche waren fast tägliches Thema oft verbissener Diskussionen. „Welche Alternative bietet sich uns?“, fragte ich die Schüler und frage ich heute noch. Die Politik?“ Dazu möchte ich eine andere Passage aus den *Heften* von Camus aus dem Jahre 1953 zitieren: „Was die Linke befürwortet [die Linke war damals Symbol einer erlösenden Ehrlichkeit des politischen Einsatzes], wird verschwiegen oder als unausweichlich angesehen: 1. die Deportation von Tausenden von griechischen Kindern, 2. die physische Ausrottung der russischen Bauern, 3. die Millionen in den Arbeitslagern, 4. die politischen Entführungen, 5. die täglichen Hinrichtungen politischer Gefangener, 6. der Antisemitismus, 7. die Dummheit, 8. die Grausamkeit. Die Liste ist noch

nicht beendet“. Mir genügt das schon. Das ist kein Pessimismus, aber es fällt schwer, die Politik der letzten Jahrzehnte nicht in diese Kategorien einzuordnen.

Damals sagte ich also: „Wo gibt es sonst eine Hoffnung, die ernsthafter und erfolgversprechender ist als die Politik? Die Wissenschaft vielleicht?“. Vor dreißig Jahren wurde das Wort 'Wissenschaft' noch viel mehr vergöttert als heute. Aber wir sollten Johannes Paul II. viele Jahre später sagen hören: „Die Wissenschaft, die nach dem Ganzen sucht [denn es kann keine Wissenschaft sein, was nicht den Anspruch erhebt, den gesamten Horizont zu erfassen], führt spontan [sozusagen naturgemäß] zur Frage nach der Totalität selbst; eine Frage, deren Antwort sich nicht innerhalb dieser Totalität befindet“. Das heißt, die Leidenschaft für den Gesamthorizont führt unweigerlich zur Frage nach dem Sinn dieses Horizontes. Innerhalb des Gesamthorizontes findet sich jedoch keine Antwort. Die Entwicklung unseres Interesses für das Leben in all seinen Aspekten bezog sich und bezieht sich immer auf Seine Gegenwart: „Wir glauben an Christus, der gestorben und auferstanden ist, an Christus, der hier und jetzt gegenwärtig ist“. Das hat uns immer dazu veranlasst, uns für Politik in ihrer ganzen Bedeutung zu interessieren, in dem klaren Bewusstsein, dass sie uns das Heil nicht bringen kann. Es hat in uns auch die Leidenschaft für das Studium und für die Wissenschaft wiedererweckt, aber nicht aus Wissenschaftsgläubigkeit oder Karrieredenken heraus, sondern aus einer Ernsthaftigkeit, die der Erkenntnis ihren angemessenen Stellenwert zuordnet und anerkennt, dass ihr letzter Bestand Christus ist. Aus der Erfahrung Seiner Gegenwart ist eine Leidenschaft für das soziale und politische Leben einerseits und für das Studium andererseits entstanden. Das Meeting in Rimini ist ein Versuch, beharrlich und leidenschaftlich dieses zweifache Interesse zu bekunden, beziehungsweise die Wurzel, die dieses zweifache Interesse hervorgebracht hat.

Der heilige Augustinus schreibt in seiner Schrift *Contra Iulianum opus imperfectum*: „Das ist das furchtbare und verborgene Gift eures Irrtums: dass ihr behauptet, die Gnade Christi bestehe in Seinem Beispiel, nicht aber in der Gabe Seiner Person“. Alle, auch jene, die in liberalen oder kommunistischen Zeitungen schreiben, sprechen mit Ehrfurcht über Christus, über die moralischen Werte des Christentums; ja sie lehren und predigen sogar den Christen, sie müssten nach den moralischen Werten leben, um den Staat zu stützen. Christi Gabe aber ist seine Person selbst. Es ist Seine Gegenwart. Das ist das Neue in der Welt, und es wird nie etwas Neueres geben als dies, niemals.

Milosz schreibt in einem Gedicht: „Ich bin nur ein Mensch, daher brauche ich wahrnehmbare Zeichen. Leitern aus Abstraktionen zu bauen, ermüdet mich schnell. Erwecke daher, o Gott, irgendwo auf der Welt einen Menschen und erlaube, dass ich, ihn anschauend, Dich bewundern kann“. Christus ist die Antwort auf diesen Ruf. Die Menschwerdung Christi entspricht der Natur des Menschen. Sie entspricht in unerdenklicher Weise einem wahrnehmbaren, gelebten und leidenschaftlichen Bedürfnis des Menschen.

„Wir sind alle eins“

Der Erzbischof von Köln, Kardinal Meisner, hatte in seiner Einführungsrede die Frage angesprochen, über die ich jetzt sprechen will. Er sagte: „Das

ewige Wort des Vaters ist Fleisch geworden und ist nun in der Kirche für alle Menschen hörbar und berührbar geblieben“. Aber woraus besteht die Kirche? Aus dir, aus mir! Das war die unmittelbare Entdeckung, nachdem ich im Oktober mit dem Religionsunterricht am Gymnasium begonnen hatte.

Wenn Gott Mensch geworden ist und hier ist und sich uns mitteilt, dann sind wir, du und ich, eins. Zwischen dir und mir, die wir einander eigentlich fremd sind, ist jede Fremdheit aufgehoben. Der heilige Paulus sprach sogar von 'Feindschaft'. Im Gegensatz dazu sind wir Freunde. Und so sagte ich: „Ihr wart fünf Jahre in einer Klasse, ihr habt fünf Jahre in derselben Bank gesessen, ihr habt tausend Dinge miteinander erlebt, aber ihr seid keine Freunde. Ihr fahrt zusammen in die Ferien, ihr lernt zusammen, ihr amüsiert euch zusammen, aber ihr seid keine Freunde. Ihr seid nur provisorische Gefährten. Zwischen euch ist nichts, was von Dauer wäre. Keiner von euch hat wirklich eine Beziehung mit dem anderen und interessiert sich für die Bestimmung des anderen“. Ich sagte das, weil Christus gerade durch und in unserer Einheit gegenwärtig wird, jene Einheit, die Er unter uns herstellt durch jene Initiative, mit der Er uns ergreift. Diese Initiative ist das Sakrament der Taufe. Indem Er uns in der Taufe ergreift, führt Er uns als Glieder des einen Leibes zusammen (Man möge dazu die ersten vier Kapitel des Briefes an die Epheser lesen). Er ist also hier und jetzt gegenwärtig in mir, durch mich. Und der erste Ausdruck der Veränderung, durch die sich Seine Gegenwart zeigt, besteht darin, dass ich die Einheit mit dir anerkenne, dass ich anerkenne, dass wir eins sind.

Im dritten Kapitel des Briefes an die Galater schreibt der Hl. Paulus der folgende, von mir oft zitierte Satz: „Denn ihr alle, die ihr auf Christus getauft seid, habt Christus als Gewand angelegt. Es gibt nicht mehr Juden und Griechen, nicht Sklaven und Freie, nicht Mann und Frau, denn ihr alle seid einer, eine Person in Christus Jesus“. Welche Utopie auch immer der Mensch entworfen hat, niemals hat er sich vorstellen können, was das Faktum Christi zwischen dir und mir verwirklicht hat. Wenn du dieses Faktum anerkennst, wirkt es: In Christus wird unser Leben menschlicher. Ich will auch gleich noch den anderen Satz aus dem Evangelium nennen, der die Herausforderung war, mit der ich die Schule betrat und die ich in jeder Unterrichtsstunde wiederholte: „Wer mir nachfolgt, wird das ewige Leben haben und das Hundertfache auf Erden“. „Das ewige Leben“ – das mag euch vielleicht nicht interessieren, sagte ich, aber das 'Hundertfache auf Erden', das heißt, die Liebe zur Freundin oder die Zuneigung zu den Eltern hundertmal besser leben, hundertmal mehr Leidenschaft zu haben für das Studium oder für die Arbeit, hundertmal mehr Gefallen an der Natur zu finden, das kann euch unmöglich nicht interessieren. Genau das ist doch das Bedürfnis, von dem Milosz sprach: jemandem zu begegnen, der sichtbar und greifbar ist und in dessen Nachfolge man das Hundertfache erfahren kann. „Erwecke daher irgendwo auf der Welt einen Menschen und erlaube, dass ich, ihn anschauend, Dich bewundern kann“. Das ist Christus für den Menschen. Aber Christus ist in dir, in mir, und das ist furchterregend (*mysterium tremendum*); es ist der Ursprung unserer Verantwortung und unserer Demut, an dem wir nicht vorbeikommen, da wir das physische Zeichen Seiner Gegenwart sind. Wir waren fünfzehn Leute, als ich sagte, dass unsere Gemeinschaft wirklich das große Zeichen ist, durch das Er in der Gegenwart erfahrbar wird, auch wenn dieses Zeichen bedingt, vorläufig und belächelbar ist. Aus den fünfzehn, die an diesem Treffen teilnahmen,

wurden in meinem letzten Jahr am Gymnasium dreihundert. Doch die Zahl ist unwichtig. Nach zwölf Jahren hätten wir genauso gut zu zweit oder zu dritt sein können. Gerade darin liegt ja die Bedeutung der Ehe als Sakrament, dass sie ein Zeichen für die Gemeinschaft ist. Denn in ihr begegnet man jener Einheit, die nicht aus dem Fleisch und aus dem Blut stammt, sondern aus Christus. Und die Gemeinschaft, die sich grenzenlos ausweitet, ist das Geheimnis dieser Identität, durch die und in der ich Christus mit Furcht und Zittern und Liebe 'Du' sagen kann. Diese Einsicht drängte sich uns auf bei einem Treffen in Varigotti am Ligurischen Meer.

Die Gemeinschaft ist der Ort des Gedächtnisses

Das Gedächtnis ist Bewusstsein einer Gegenwart, die in der Vergangenheit begonnen hat und andauert. Das Gedächtnis ist Bewusstsein Seiner Gegenwart. Pavese, der große Dichter der Nachkriegszeit, sagte: „Das Gedächtnis ist das Wiederholen einer Leidenschaft“. Wir haben eine Leidenschaft für Christus, die sich wiederholt, denn leider kann es in uns keine Beständigkeit ohne Unterbrechungen geben. Und noch ein anderer Satz von Pavese: „Der Reichtum eines Werkes [das heißt einer Schöpfung oder unseres Lebens als Schöpfung] hängt immer von der Menge an Vergangenen ab, die es aufnimmt“. Eine Vergangenheit, die in der Gegenwart bestehen kann, aber mächtiger noch als die bloße Erinnerung ist. Denn die Erinnerung verflacht, sie ist wie ein abgetragenes Kleid. Christi zu gedenken, geht aus etwas Vergangenen aus, das so sehr gegenwärtig ist, dass es die Gegenwart mehr bestimmt als alles Gegenwärtige. Das Wort 'Gedächtnis' ist zum Schlüsselwort unserer Gemeinschaft geworden. Das Gedächtnis leben: Die Gemeinschaft ist der Ort, an dem man das Gedächtnis lebt.

Ich möchte jetzt einige Aspekte dieser Art von Gemeinschaft (*communio*) entfalten. Diese entsteht nicht aus Fleisch und Blut, sondern aus Christus; eine Gemeinschaft, deren Leben das Gedächtnis ist. So sagte die heilige Katharina von Siena: „Das Gedächtnis hat sich mit Blut gefüllt“. Das Gedächtnis füllt sich mit dem Blut des Kreuzes und mit der Herrlichkeit der Auferstehung. Denn man kann das Kreuz Christi ohne die Auferstehung nicht begreifen. Deshalb sagte Claudel zu Recht: „Der Frieden besteht zu gleichen Teilen aus Schmerz und Freude“. Und der Friede ist das Erbe, das Er uns als Zeichen seiner handelnden und wirkenden Gegenwart hinterlassen hat.

Die Dramatik des Kampfes

Vor allem hat das Leben in der Gemeinschaft nie die Dramatik aufgehoben, es hat niemandem einen Schritt aufgezwungen. Es war immer ein Vorschlag, leidenschaftlich vorgetragen, aber gleichzeitig auch mit dem klaren Bewusstsein der Mühe, die es den kostet, der diesen Vorschlag annimmt. Gewiss, die Wahrheit trägt ihre eigene Evidenz in sich, und die Botschaft Christi entspricht dem Wunsch und der Erwartung des Menschen so sehr, dass davon zu hören einer wahren Flut an Evidenz gleichkommt, die einen unweigerlich emporreißt. Doch es macht sich auch gleich ein Widerstand bemerkbar. Ich sagte z. B. zu meinen Schülern: „Während ich hier zu euch spreche, passt ihr auf, und eure Gesichter sagen: 'Das stimmt!' Aber gleich danach erfüllt euch etwas Teuflisches, die Erbsünde, mit lauter

‘Aber’, ‘Wenn’, ‘Vielleicht’, ‘Jedoch’, ‘Wer weiß’, das heißt mit Skepsis, um euch vor der Evidenz davonlaufen zu lassen, die euch aufgeleuchtet ist“. Es entsteht ein Widerstand, es kommt zur Dramatik eines Kampfes. Diese Dramatik ist in jeder Beziehung enthalten. Es gibt keine wirklich menschliche Beziehung, die nicht dramatisch ist. In Christus erreicht diese Dramatik ihren Höhepunkt. Aber das Dramatische besteht nicht etwa darin, dass man sich hysterisch in eine Sache hineinsteigert, sondern dass man zu jemandem ‘Du’ sagt im vollen Bewusstsein der Verschiedenheit und des noch zu bewältigenden Weges.

„Früher weigerten sich mein Wille [dort steckt hauptsächlich der Widerstand] und auch meine Intelligenz“ – so schreibt ein litauischer Dissident –, „aber schließlich habe ich mich ergeben und habe gewonnen [Sieger ist, wer sich selbst behauptet]. Es war keine Kapitulation vor dem Gegner. Es war die Versöhnung mit dem Vater [das heißt mit dem Ursprung, aus dem ich hervorgegangen bin]. Dass Er mich besitzt, ist meine Befreiung“. (In dem Buch *Der religiöse Sinn*, das eigentlich eine Mitschrift meines Religionsunterrichtes jener ersten Jahre ist, wird diese Gleichsetzung der Zugehörigkeit und der Freiheit ausführlicher dargestellt). Nach kaum einem Jahr haben wir mit den Schülern der Gymnasialoberstufe eine Anthologie von Dionysios Areopagita mit dem griechischen Urtext herausgegeben, die einen der schönsten Sätze enthält, die ich je gelesen habe: „Wer kann je von Christi Liebe zu den Menschen sprechen, die überquillt von Frieden?“. Das ist der Kern dessen, was ich vorhin sagte: „Ihm zu gehören, das ist meine Freiheit“.

Die Bitte: der größte Ausdruck des Menschen

Damals, als wir noch einige Hundert waren, saßen wir von morgens bis abends zusammen und diskutierten, und ich konnte die Dramatik in den Jugendlichen selbst miterleben. Dadurch habe ich das erste Mal nach all den Jahren im Seminar verstanden, was es heißt zu bitten.

Die Bitte ist der höchste Ausdruck des Menschen ist auch der elementarste, er ist in jeder Situation möglich, auch einem Atheisten. Ja, je schwerer sich jemand tut, umso näher ist ihm die Bitte. In dem berühmten Roman *Die Verlobten* von Alessandro Manzoni sagt der ‘Unbenannte’, der Atheist: „Gott, wenn es Dich gibt, dann zeige Dich mir“. Im Unterricht sagte ich dazu: „Sagt mir, ob es etwas Vernünftigeres gibt als das: ‘Wenn es Dich gibt’, das ist die Kategorie der Möglichkeit, unverzichtbare Dimension der Vernunft, ‘dann zeige Dich mir’, das ist die Bitte“. Wir werden alle nach der Bitte beurteilt werden. Denn sogar in einer Löwengrube oder lebendig begraben können wir immer noch schreien und bitten. Die ambrosianische Liturgie stellt uns in der Karwoche eine bewegende Form der Bitte vor (es ist staunenswert, welche Zärtlichkeit die Kirche immer wieder erreicht): „Auch wenn ich spät komme, verschließe Deine Türe nicht. Ich bin gekommen, um zu klopfen. Dem, der Dich unter Tränen sucht, öffne, barmherziger Herr. Empfange mich zu Deinem Gastmahl, gib mir das Brot des Reiches“.

Ich habe den ersten, die sich damals traf, nie gesagt: „Ihr müsst beten.“ Alle nahmen von sich aus am Gebet teil, zumindest am Moment des Gebets, wenn auch nicht immer gleich am Inhalt. Aber nach einiger Zeit gingen alle täglich zur Kommunion. Ich sagte ihnen immer wieder, dass das Sakrament das höchste Gebet ist, das Wesen des Gebetes, denn es ist die Bitte des

ganzen Ich: Man nimmt daran teil, auch wenn man nicht weiß, was man denken oder was man sagen soll. Auch wenn man gar nichts weiß. Man bittet allein dadurch, dass man da ist: „Da bin ich!“. Wie soll man nun aber Werten und Inhalten ihren richtigen Platz zuordnen? Was brauchen wir, um unser Leben zu leben? Worum soll man eigentlich bitten? Um die Liebe zu Christus!

Der heilige Thomas von Aquin schreibt: „Das Leben des Menschen besteht aus der Zuneigung, die ihn am meisten stützt und in der er die größte Genugtuung findet“ (‘Genugtuung’ gemäß der Bedeutung des lateinischen Ausdrucks, im Sinne von ‘Erfüllung’, ‘Vollendung’). Das schönste in der Geschichte unserer Bewegung ist, dass Hunderte und später Tausende von Jugendlichen die Liebe zu Christus gelernt haben und leben. Denn sie allein erlaubt es, den Freund, die Ehefrau, sich selbst zu lieben. Aber wie erhält man diese Fähigkeit, Christus zu lieben? Vor allem, indem man darum bittet. Die Bibel, die religiöse Geschichte der Menschheit, endet mit diesen Worten: „Komm, Herr, komm!“. Es ist ein Satz voller Zuneigung, voller Hingabe. Bis vor einigen Jahren war es die Formulierung, die wir immer vorgeschlagen haben. Jetzt gibt es noch eine andere, auf die wir Wert legen: „Veni Sancte Spiritus, veni per Mariam“. Es ist dieselbe Bitte, nur weiter entfaltet und bewusster.

Eine Zuneigung, die alles umfasst

Eine Zuneigung, die dem Leben Bestand geben soll, eine Zuneigung, in der der Mensch seine Erfüllung finden soll, muss einen Inhalt bzw. einen Gegenstand haben, der einen Bezug zu allem hat (*pertinere ad omnia*). Guardini hat dazu einmal den bekannten Satz gesagt: „In der Erfahrung der großen Liebe sammelt sich die ganze Welt in das Ich-Du, und alles Geschehene wird zu einem Begebnis innerhalb dieses Bezuges“. Wenn die Liebe zwischen einem Mann und einer Frau sehr groß ist, dann wird das tragische Geschehen auf dem Tiananmen-Platz, ein Lied, das man hört, oder die aufgehende Sonne, dann wird alles, was geschieht, zu einem Ereignis innerhalb dieses Bezuges.

Das, worauf sich die Liebe richtet, muss alles mit einbeziehen. Ein Beispiel: CL (früher hieß es GS, Gioventù Studentesca) hat nie eine Initiative vorgeschlagen, die nicht in einer unzweideutigen Weise erzieherisch war, auch das gemeinsame Essen. Deswegen fiel bei der Frage, wo wir gemeinsam Ferien machen sollten, die Wahl auf die Berge. Das war kein Zufall. Wir haben mit den Ferien nicht am Meer begonnen, weil das Meer zerstreuer wirkt als die Berge. Eine belebende Umgebung und die beeindruckende Schönheit der Natur begünstigen jedes Mal neu das Entstehen der Frage nach dem Sein, nach der Ordnung, nach dem Guten des Wirklichen. Es ist die erste Herausforderung, durch die in uns der religiöse Sinn wachgerufen wird. Mit der nötigen Disziplin, auf die immer großer Wert gelegt wurde (denn die Disziplin ist wie ein Flussbett: Das Wasser fließt reiner, klarer und schneller; die Disziplin ist notwendig, denn so wird in allem ein Sinn anerkannt), waren die Ferien in den Bergen immer der Vorschlag einer Erfahrung für jeden einzelnen, wie eine Prophezeiung der christlichen Verheißung - so unmerklich sie sein kann -, der Erfüllung, eine kleine Vorankündigung des Himmels. Jede winzige Einzelheit enthielt diese Verheißung und sollte diese Ankündigung verwirklichen.

Was uns normalerweise vorgeworfen wird, ist gerade das Zeichen unserer Größe: dass alles innerhalb des Horizontes der Gegenwart Christi, das heißt unserer Gemeinschaft, geschehen soll. Man wirft uns vor, dass die Erfahrung der Liebe zu Christus allumfassend sein soll. Aber alles, was von Seiner Gegenwart getrennt ist, kann nicht bestehen. Die Trennung ist der Anfang der Zerstörung. Daher haben wir immer das Wort 'Zensur' gehasst. Ich sagte zu den Jugendlichen: „Man darf nichts zensieren, ausklammern oder unterdrücken, nicht aus psychoanalytischem Interesse, sondern damit alles ans Licht komme, sichtbar werde, erklärt und gefördert werde.“

Die Freude auf dem Grund des Schmerzes

Zeichen für ein Leben, das in der Zuneigung zu Christus seinen Weg geht, das heißt das am Leben Seiner Weggemeinschaft teilnimmt, ist die Freude (*laetitia*). „Ich habe euch diese Dinge gesagt, damit meine Freude in euch sei, und eure Freude vollkommen sei“. Christus sagte das kurz vor seinem Tod. Die Freude allein ist Mutter des Opfers, denn das Opfer ist unvernünftig, wenn es nicht von der Schönheit der Wahrheit angeregt ist. Die Schönheit, der 'Glanz des Wahren', ruft zum Opfer auf. In der Bibel heißt es im Buch Jesus Sirach: „Ein glückliches Herz freut sich über das Mahl. Was es isst, das schmeckt ihm“. Die Freude (*laetitia*) findet sich auch auf dem Grund des heftigsten Schmerzes, dem letztlich niemand entgeht: dem Schmerz über das eigene Böse. Zu unserer Weggemeinschaft zu gehören, bedeutet zu spüren, dass der größte Schmerz der Schmerz über das eigene Böse ist, über die Sünde. Ich kann nie sagen: „Ich werde nie mehr sündigen“. Denn das Befolgen der Gesetze Gottes, das heißt die Nachfolge Christi, ist ein Wunder der Gnade, nicht unsere Fähigkeit. Der Punkt, wo sich die Freiheit des Geheimnisses und die Freiheit des Menschen begegnen, ist also die Bitte.

Die Größe des Augenblicks

Und noch etwas haben wir im Laufe unserer Geschichte immer wieder betont: die Größe des Augenblicks, die Wichtigkeit des Moments, des Kontingenten. Im gegenwärtigen Augenblick begegnet uns eine unendliche Zahl von Anregungen, durch die das Geheimnis uns immer wieder anruft. Es nichts, was uns freundlicher gesinnt wäre – so sage ich oft –, als die unumgänglichen Bedingungen, denn sie sind die objektiven Zeichen, durch die das Geheimnis uns ruft. In der ambrosianischen Liturgie gibt es folgendes schöne Gebet: „O Gott, Du schenkst Deiner Kirche die Feier unaussprechlicher Geheimnisse, durch die unsere Nichtigkeit als sterbliche Geschöpfe erhoben wird in ein Band ewiger Freundschaft und unser Dasein schon in der Zeit zu blühen beginnt als ein Leben ohne Ende. Indem der Mensch in dieser Weise Deinem liebenden Plane folgt, gelangt er von der Sterblichkeit zu einer wunderbaren Erlösung.“

Das Staunen über die Begegnung

In seinem Buch *Glaubensparadoxe* bemerkt De Lubac: „Der Konformist [wer der vorherrschenden Mentalität folgt, wer also nicht Seiner Weggemeinschaft folgt] betrachtet selbst die Dinge des Geistes nur nach

ihrem äußeren, formalen Aspekt. Der Gehorsame dagegen betrachtet sogar die Dinge der Erde gemäß ihrem inneren, erhabenen Aspekt“. Deswegen muss man eine menschliche Fähigkeit pflegen, die den Kindern unmittelbar eigen ist, aber ihre wahre Größe erst in der Aneignung durch den Erwachsenen erreicht: das Staunen. Jemand hat es mir einmal folgendermaßen beschrieben: „Man gibt nichts weiter, was man nicht umsonst erhalten hat [wie bei einem Kind]. Und man behält nur das, worüber man staunt“. Man muss sich also die Fähigkeit des Staunens aneignen. „Wenn ihr nicht werdet wie die Kinder, werdet ihr nicht in das Himmelreich gelangen“.

Im zweiten Teil des Johannesevangeliums wird erzählt, wie Johannes und Andreas sich aufmachen, um Jesus zu folgen. „Er dreht sich um und fragt: ‚Was sucht ihr?‘ – ‚Meister, wo wohnst Du?‘ – ‚Kommt und seht!‘ Und sie gingen mit Ihm und blieben den ganzen Tag bei Ihm“. Stellen wir uns die beiden vor, wie sie ganz verschüchtert jenem jungen Mann folgen, der vor ihnen hergeht. Wer weiß, mit welchem Staunen sie Ihn anschauten und Ihm später zu Hause zuhörten!

Es gibt noch eine andere Seite des Evangeliums, die mich genauso berührt. Sie beschreibt den Tag, als Jesus in Jericho ankam und durch die Menge ging. Zachäus, sozusagen der Chef der Mafia von Jericho, war auf einen Feigenbaum geklettert, um Ihn zu sehen, denn er war klein. Und Jesus, der in der Nähe vorbeiging, blickte zu dem kleinen Mann auf und sagte ihm „Zachäus, komm schnell herunter! Denn ich muss heute in deinem Haus zu Gast sein.“ (Lk 19, 5). Stellen wir uns vor, was dieser Mann in dem Augenblick empfunden hat. Es war, als ob Christus ihm gesagt hätte: „Ich schätze dich, komm schnell herunter, ich komme zu dir nach Hause“. Aber diese Begegnung wäre nicht wahr – es wäre, als ob sie auch vor zweitausend Jahren nicht geschehen wäre –, wenn sie nicht auch jetzt geschehen würde. Man kann Christus nicht anhängen, ohne zu verstehen, dass es heute wahr ist! Die Begegnungen mit Personen, die uns so anschauen und verstehen, und die wir so anschauen können, wie es damals zwischen Jesus und Zachäus geschehen ist, sind die allerwichtigsten Geschehnisse in unserem Leben. „Suche Tag für Tag das Angesicht der Heiligen auf, damit du dich auf ihre Worte stützt“, heißt es in der Didache.

Die Weggemeinschaft ist der Ort der Zugehörigkeit

Man versteht also, dass die Gemeinschaft, die Weggemeinschaft, in der sich die Begegnung mit Christus ereignet, der Ort der Zugehörigkeit meines Ichs ist, der Ort, der einem die entscheidende Art und Weise vermittelt, die Dinge wahrzunehmen, sie zu hören, sie geistig aufzunehmen, sie zu beurteilen, die Art und Weise zu planen, zu entscheiden und zu handeln. Unser Ich gehört diesem Leib an, unserer Gemeinschaft, und in diesem ‚Leib‘ findet es das gültige Kriterium, um sich mit der ganzen Wirklichkeit auseinanderzusetzen. Der Gesichtspunkt des einzelnen geht daher nicht einfach seinen eigenen Weg, sondern er verpflichtet sich selbst zu einem Vergleich, und in diesem Vergleich gehorcht er Weggemeinschaft. So sagte Rilke einmal zu seiner Frau – im Blick auf die beispielhafte, wenn auch zeitlich so begrenzte Zugehörigkeit, wie sie die Beziehung zwischen Mann und Frau darstellt: „Wo noch etwas im Dunkeln verbleibt, ist es von einer Art, die keiner weiteren Klärungen bedarf, sondern der Unterwerfung“. Die

Unterwerfung, die wir im Leben unserer Gemeinschaft erleben, ist groß: Es ist die Unterwerfung unter das Geheimnis Christi, der in unserer Weggemeinschaft gegenwärtig wird und uns begleitet.

Péguy hatte das sehr gut erfasst, als er folgende Zeilen schrieb: „Wenn der Schüler nicht den Gedanken des Lehrers widerhallen lässt, sondern nur einen billigen Abklatsch der Lehre des Meisters wiedergibt, wenn der Schüler nur ein Schüler ist – und wäre er auch der größte unter allen Schülern –, so wird er doch nie selbst etwas erzeugen. Der Schüler wird erst dann selber schöpferisch, wenn er einen eigenen neuen Klang einführt [das heißt in dem Maße, in dem er kein Schüler ist]. Damit ist nicht gemeint, dass man keine Lehrer haben soll, aber der Schüler muss vom Lehrer auf dem natürlichen Weg der Sohnschaft abstammen, nicht auf den schulischen Wegen der Jüngerschaft“.

Unsere Weggemeinschaft braucht genau dies, um Quelle der Mission in der ganzen Welt zu sein: nicht Schülerschaft, nicht bloßes Wiederholen, sondern die Sohnschaft. Es gehört geradezu zur Natur des Sohnes, der ja dieselbe Natur besitzt wie der Vater, dass er einen neuen Widerhall, einen neuen Klang hinzufügt. Es ist dieselbe Natur, und doch ist es etwas Neues. Das geht sogar so weit, dass der Sohn den Vater übertrifft und der Vater glücklich auf seinen Sohn blicken kann, der größer geworden ist als er selbst. Aber das, was der Sohn macht, ist in dem Maße größer, in dem er die Intuition des Vaters besser verwirklicht. Gerade weil unsere Weggemeinschaft eine organische Einheit ist, gibt es nichts, was ihr mehr widersprechen würde als einerseits das Bestehen auf der eigenen Meinung, dem eigenen Maßstab, der eigenen Art, die Dinge zu sehen, und andererseits die bloße Wiederholung. Denn nur die Sohnschaft ist schöpferisch. Das Blut des einen – des Vaters – geht in das Herz des anderen – des Sohnes – über und schafft die Fähigkeit zu einer neuen Verwirklichung. So vervielfacht und verbreitet sich das große Geheimnis Seiner Gegenwart, damit alle Ihn erkennen und Gott die Ehre erweisen.